

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 17 (2010)
Heft: 195

Rubrik: Wege zur Erlösung

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Brando-Paradox

Von Marlon Brando ist überliefert, dass er eine Art siebten Sinn für Sympathie hatte. Betrat er einen Raum mit hundert oder auch tausend Leuten, in dem nur ein einziger ihn nicht mochte, war Brandos Abend verdorben. Nicht einmal Blickkontakt war nötig, er merkte es einfach. Irgendwo in Brandos Kopf schlug eine Art Geigerzähler für Ablehnung aus, und der Schauspieler rannte weinend und demolierend zur Tür hinaus. «Denn ich ertrage es nicht, wenn man mich nicht liebt», gab er Truman Capote zu Protokoll.

Auch wenn es sein mag, dass der gefühlsduelige Capote diese schönen Worte Marlon Brando bloss in den Mund gelegt hat: Wenn es einen Satz gibt, den man über der Tür der meisten Leute in Stein meisseln könnte, dann vermutlich diesen. Und ich spreche natürlich nicht von ein bisschen Commitment mit seinem Nächsten, sondern ich spreche von einer ähnlich einem Marmelade tief in unserem Herzen sitzenden Sehnsucht nach Anerkennung. Ich spreche von jenen Ängsten, die uns in der Schule dazu gebracht haben, schallend über die stumpfen Spässe der Pausenplatz-Paten zu lachen, mit Bandstickern von «Europe» unser Etui zu verschandeln oder sogar dem Handballclub beizutreten, nur um kein Outsider zu sein. Ich meine das, was Freud bekanntlich das «Begehren nach dem Begehren des Anderen» nannte.

Das Brando-Paradox, dem diese Kolumne gewidmet ist, bringt nun in diese psychologische Sachlage einen interessanten Twist ein. Nehmen wir ein allen bekanntes Beispiel: Hitler. Darf man seinen letzten Tischgesprächen, die er bekanntlich in einem Bunker unter Berlin führte, Glauben schenken, so beunruhigten ihn weniger die alliierten Fliegerbomben als die Möglichkeit, die Nachwelt könnte ihn als unsympathischen Menschen in Erinnerung behalten. Er tat aber nicht das Naheliegendste – den Krieg beendenden und bei allen Betroffenen um Entschuldigung bitten. Nein, Hitler war der Meinung, dass man ihn nicht trotz, sondern gerade wegen seiner masslosen Boshaftigkeit lieben musste. Wem das zu blöd war, der war eben, um eines von Hitlers Lieblingswendungen zu verwenden, «nicht stark genug». Dieses kontraintuitive Verhalten, gemäss dem der erwachsene Mensch die Liebe seiner Mitmenschen durch Mittel zu erzwingen versucht, die ihn am meisten von ihr entfernen, möchte ich gern das Brando-Paradox nennen.

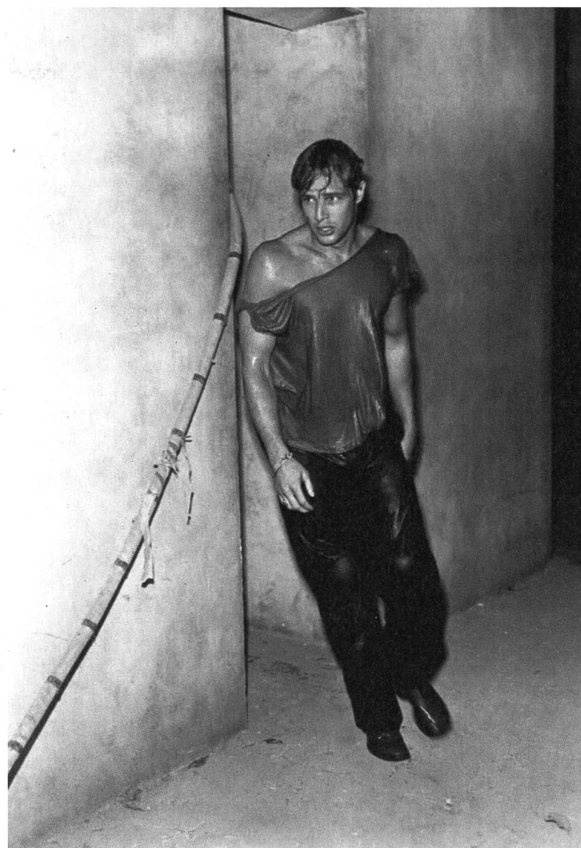
Natürlich: Brandos oder Hitlers Charakter machte es sogar denen, die sie eigentlich gern geliebt hätten, nicht besonders leicht. Der Durchschnittsbürger ist zurückhaltender, er ohrfeigt keine Groupies, geschweige denn ganze Kontinente. Er verlässt Premieren oder Friedenskonferenzen, auf denen man ihm eher reserviert begegnet, nicht schreiend. Aber das

Brando-Paradox zieht sich sogar durch die normalsten Biografien, wie ich gern abschliessend an einem Beispiel aus meinem eigenen Leben illustrieren will.

Vor einigen Tagen fuhr ich, ausgestattet mit einer grossen Kiste Informationsmaterial, in eine jener deutschen Städte, denen auch die gutwilligsten Demografen spätestens zur Jahrhundertmitte das Verschwinden voraussagen. Es handelt sich dabei um nach der Wende aufwändig restaurierte urbane Kleinode, die nun aber Haus für Haus wieder abgerissen werden, da leer stehende Wohnungen teurer zu unterhalten sind als Brachflächen. Mich schmerzte diese Tatsache schon seit langem. Nach reiflicher Prüfung aller vorliegenden Statistiken verfiel ich deshalb auf die Idee, die betreffenden Gebiete durch eine Ansiedlung von 500'000 palästinensischen Familien vor der Entvölkerung zu retten. Damit würde nicht nur das örtliche, sondern nach dem Zwei-Fliegen-mit-einer-Klappe-Prinzip auch das Nahost-Problem gelöst.

Ich berief also an einem strahlenden Herbsttag die Bevölkerung einer dieser Städte mit einem liebevoll gestalteten Flyer in den Rathaussaal. Doch schon bei der Einrichtung des Beamers merkte ich, dass mein Plan wenig Begeisterung hervorrief. Der Pressebeauftragte des Bürgermeisters teilte mir mit, meine Idee sei «vielleicht wissenschaftlich korrekt, aber nicht zeitgemäss», und ich könne nur hoffen, dass die Kameradschaften und die Antifa keinen Wind von meinem Vortrag bekommen hätten. Als ich ihm – unterdessen war auch sein Chef dazu gekommen – mitteilte, ich hätte alle politischen Akteure der Region persönlich eingeladen, «da in Deutschland das Schicksal des palästinensischen Volkes sowohl extrem rechte wie extrem linke politische Positionen im Konsens zusammenführt», bat man mich, das Rathaus augenblicklich zu verlassen.

Die deutsch-serbische Wissenschaftlerin, die ich als Unterstützung mitgenommen hatte, hätte sich nun ebenfalls gern verabschiedet, aber dafür war es zu spät. Vor dem Rathaus hatte sich dank meiner eingehenden Pressearbeit eine grosse Menschenmenge versammelt. Vom «Wir wissen schon, was läuft»-Grinsen einiger Journalisten abgesehen, stand in allen Gesichtern blanke Abneigung geschrieben, doch gemäss dem Brando-Paradox war ich überzeugt, dass sich alles in Wohlgefallen auflösen würde. Um die Menge zu übertönen, begann ich zu schrei-



Marlon Brando: stets getrieben von seinem siebten Sinn für Sympathie. Bild: dpa

en, worauf meine Stimme sich überschlug und zusammen mit meinem Ostschweizer Akzent etwas, nun ja, Führermässiges bekam. Unser Glück waren die Kameras der Lokalsender, die die Kameradschaften vom Äussersten abhielten. Als ich schliesslich der Antifa ein schnarrendes «Ihr seid nicht stark genug!» ins Gesicht schleuderte, versuchte eine Seniorin, mir meinen Beamer aus der Hand zu schlagen, worauf ich schreiend einen Blumentopf umstiess und zu meinem Kleinwagen flüchtete. Mit der weinenden serbischen Wissenschaftlerin fuhr ich nach Berlin zurück.

Was lernt nun der Leser daraus? Erstens, dass man schon Brando sein muss, damit das Brando-Paradox zur Anwendung kommt. Dem Normalbürger geht es wie den kleinen Privatbanken, die nicht geliebt und gerettet werden, wenn sie den Bogen überspannt haben. Sie gehen schlicht und einfach unter. Ohne Getöse, ohne Führerbunker, ohne Bombergeschwader, sondern in einem Toyota Yaris flüchtend.

Die Liebe ist ein Groupie. Weitere Lehren, so fürchte ich, gibt es nicht. *Milo Rau*